

BUCHBESPRECHUNGEN – NEUE LITERATUR

Soziale Erziehung

Fritz Bohnsack, Stefan Leber (Hrsg.): Sozial-Erziehung im Sozial-Verfall. Grundlagen, Kontroversen, Wege. 384 S., brosch. DM 58,-. Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1996

Der dritte Band aus der Reihe »Erziehungswissenschaft und Waldorfpädagogik«, wiederum als Ergebnis der Wissenschaftskolloquia entstanden, zu denen sich Waldorfpädagogen und andere namhafte Erziehungswissenschaftler regelmäßig am Seminar für Waldorfpädagogik in Stuttgart versammeln, trägt deutlich die Signatur des Gesprächs: Die beklemmende Aktualität dieses Themas, das an die fundamentalen Prinzipien des Menschseins und des Menschenverständnisses rührt, läßt sich eben nicht in einfach zu beschreibende Standpunkte: Waldorf – Nichtwaldorf einteilen; aus diesem Grunde sind auch nicht einfache Erklärungen und Lösungsentwürfe zu erwarten.

Dem Leser wird aktive Teilnahme an einem Dialog »zugemutet«, der zunächst die Grundlagen der Erörterung schafft. Nach einem kursorischen Blick von *Fritz Bohnsack*, der auf dem normativen Hintergrund des Demokratieverständnisses des großen nordamerikanischen Pädagogen John Dewey die Ergebnisse empirischer Forschung für die Sozialerziehung in der Schule einleitend aufbereitet, werden in zwei Fundamentalaufsätzen von Bohnsack und Stefan Leber Zugänge zur Frage der Sozialerziehung erschlossen; Bohnsack läßt dabei Begründungen und Zugänge aus gemachten Erfahrungen in der Schule und ihrer systematischen Reflexion in eine Erörterung

über Formen kooperativen Lernens einmünden: die Stellung des einzelnen in der Gruppe, das Problem der Lehrerautorität, die Diskussion über die Lehrbarkeit sozialen Lernens bis hin zur religiösen und moralischen Dimension der Sozialerziehung in der Schule wird mit einer reichen Fülle von Material belegt: eine ob ihrer Übersichtlichkeit an sich schon anerkennenswerte Fleißarbeit. Allerdings entfällt infolge des gewählten Verfahrens der Blick auf das Individuum. *Stefan Leber* greift nun genau diesen Aspekt in seinem Beitrag »Gesichtspunkte zur Sozialerziehung« auf: Die kindliche Entwicklung wird hier phänomenologisch in den Blick genommen und zum Anlaß gemacht, die Aufgaben der sozialen Erziehung auf dem Hintergrund der Zeitsignatur und ihren Idealen wie auch ihrer mikrosozialen Wirkensrichtung aus anthroposophischer Sicht zu beschreiben. Souverän stellt Leber dabei Steiners Gedanken zur Bedeutung der Autorität in der Erziehung und seine Überlegungen zur Sozialerziehung dar: Ihm gelingt damit eine Biographie des »Ich-Sinnes«¹ aus dem Geist der »Philosophie der Freiheit«.

Beide einleitenden Beiträge sind zusammen aber derart umfangreich – sie nehmen mehr als die Hälfte der insgesamt 384 Seiten ein –, daß sie eine eigene Buchausgabe gut und gerne verdient hätten. Daß der Eindruck einer gewissen »Kopflastigkeit« jedoch gar nicht erst entstehen kann, dafür sorgen die anschließenden, konkreten Schilderung von Unterrichtserfahrungen durch *Hartwig Schiller* und besonders auch die

1 Mit »Ich-Sinn« bezeichnet R. Steiner die Fähigkeit zur Wahrnehmung des anderen Ich.

pointierten, bewußt überspitzten und immer originellen Einwürfe des Querdenkers *Horst Rumpf*, gut ergänzt durch die eher systematisierend-ordnende Hand von *Harm Paschen*. Die wechselnden Perspektiven des »Gesprächs« gehen aus von einer Betrachtung der Degeneration der menschlichen Sinne und ihrer Folgen für zwischenmenschliche Begegnung (*Olaf Oltmann*), nehmen »Soziale Muster im Schulbau-Milieu« in den Blick (*Christian Rittelmeyer*), suchen in einem »Beitrag zum Oberstufenunterricht an der Waldorfschule« die Schule als Ort des Gespräches auf (*Peter Guttenhöfer*) und wenden sich schließlich der Bedeutung der »Autonomie der Einzelschule als Voraussetzung sozialen Lernens« zu (*Johannes Kiersch*), ergänzt durch »Gesichtspunkte zu den rechtlichen Bedingungen der Sozialerziehung in der Schule« (*Johann Peter Vogel*). Aufrüttelnd und aufregend in diesem »Wechselspiel«, in dem jeder eingenommene Blickwinkel durchaus seinen Wert hat, bei dem man aber immer ein gewisses Gefühl von Unverbindlichkeit nicht loswird, ist der Beitrag von *Ernst-Michael Kranich* (»Der Urknall und soziales Lernen«): Er läßt keinen Zweifel daran, daß der Schlüssel zu einem tieferen sozialen Verhalten in der Art und Weise verborgen liegt, wie das Kind die Erscheinungen der Welt erleben kann; die Aufgaben der Schule und vor allem die Anforderungen, die an die »Lehrergesinnung« zu stellen sind, werden damit scharf umrissen.

Die Einführung in »Elementare Wirtschaftskunde als Beitrag zur sozialen Bildung – Beispiel einer Unterrichtsepoche im 6. Schuljahr einer Freien Waldorfschule« (*Ernst Schubert*) – dem kundigen Leser ja als eigenständige Schrift schon wohlvertraut – kann in diesem Sinne als eine Möglichkeit verstanden werden, wie man über ein Vertiefen der Wahrnehmungen bis hin zum Verstehen von Zusammenhängen führen kann.

Grundlagen aufzunehmen, Kontroversen

auszuhalten und Wege mitzugehen, das verlangt vom Leser höchste Anteilnahme und Konzentration: Der Bedeutung des Themas entsprechend, ist von Herzen zu wünschen, daß sich eine große Zahl von Lesern auf das Gespräch einläßt.

Walter Riethmüller

Umlernen leicht gemacht

Peter Gallmann / Horst Sitta: Handbuch Rechtschreiben. 216 S., kart. DM 36,80. Lehrmittelverlag des Kantons Zürich 1996

»Das müßte doch in der »Erziehungskunst« besprochen werden!«, äußerte begeistert eine junge Kollegin, und sie meinte damit das oben genannte Buch.

Was kann es denn schon Besonderes geben an einem Buch, das die »neue« Rechtschreibung vorstellt? Für das »Handbuch« ist antwortend *einiges* zu nennen. Da sind zunächst die beiden Autoren. Sie zählen zu den namhaften, international anerkannten Sprachwissenschaftlern, und beide kennen sie die Rechtschreibreform von den Anfängen an – sie arbeiteten selber mit an ihr. Prof. Dr. Horst Sitta als Leiter der Schweizer Delegation, Dr. Peter Gallmann als ihr Sekretär. Wie stark die beiden »Experten« durch ihren Einsatz mit dem Werk noch verbunden sind, läßt das vorliegende Buch erkennen. Sie schrieben es für »Lehrerinnen und Lehrer aller Schulstufen«, für »Eltern und weitere Interessierte«, die nicht allein die Regeln kennen lernen wollen (wie sie im Rechtschreibduden von Mitte 1996 gut lesbar zu finden sind), sondern die »spezifischere Bedürfnisse« haben, z. B. den Wunsch, Begründungen für die jeweiligen Änderungen zu erfahren. Dem kommen die Autoren nach: »In unserer Darstellung haben wir uns darum bemüht, die Grundelemente des in Wien beschlossenen Regelwerks nachzuerzählen, also die Neuregelung zu erläutern.« – Bemerkenswert ist die Grundhaltung, die Gallmann und Sitta dem

Werk gegenüber einnehmen, das zu gutem Teil ja auch ihr eigenes ist: »Wir sind beide nicht der Meinung, daß die Neuregelung gut oder gar vollkommen ist; sie ist aber gewiß besser als die alte Regelung. Und mehr war nicht zu erreichen. Die Gründe dafür liegen ebenso in der Vielschichtigkeit der Sache selbst wie in der Unterschiedlichkeit der Auffassungen bei den Experten und in den Einstellungen der Öffentlichkeit, vor allem der Politik. Es ist wie manchmal auch sonst im Leben: Man muß zufrieden sein mit dem weniger Schlechten, wo man das Gute nicht bekommen kann.«

Aus dieser souveränen Einstellung heraus gewinnen die Autoren die Freiheit zu wohlthuender Großzügigkeit. Das gilt nicht nur für ihre Einschätzung der Größe »Rechtschreibung«: »Nichts wäre schlimmer, als wenn sich nach der Neuregelung der Stellenwert der Rechtschreibung in der Schule über das vertretbare Maß hinaus erhöhen würde. Halten wir uns alle immer bewußt, daß Rechtschreibung nicht das Wichtigste an der Sprache ist – und schon gar nicht das Wichtigste im Leben.« An späterer Stelle: »Die Befähigung zu korrektem Schreiben erfährt in unserer Gesellschaft hohe Anerkennung. Negativ formuliert bedeutet das: ... Menschen werden wegen Rechtschreibfehlern verächtlich gemacht.« Darin verrät sich vieles »über tief sitzende Einstellungen und Wertungen. Das gilt, obwohl wissenschaftliche Untersuchungen inzwischen sehr deutlich die Unhaltbarkeit solcher Aussagen aufgezeigt haben. Für das *System* der Rechtschreibung ist mit der Neuregelung ein wichtiger Schritt getan worden. Beim Problem der *Einstellung* zur Rechtschreibung liegt alle Arbeit noch vor uns.« Dieses »uns« bezieht – wie leicht einzusehen ist – jeden denkenden und nachdenkenden Menschen mit ein.

Das »Handbuch« nimmt sich aus wie eine klare, schön gezeichnete Wanderkarte mit sorgfältig eingetragenen großen und kleinen Wegen, Pfaden, Steigen. In was für ein

Gebiet man sich begibt, weist die Einleitung aus, betitelt: »Zur Geschichte unserer Rechtschreibung. Der lange Weg zur Einheitschreibung«. Nach ausgiebigerer Betrachtung über den »Stellenwert der Rechtschreibung« (4 Seiten) wird ein Überblick gegeben: »Das System unserer Rechtschreibung«, dann »Prinzipien – Regeln – Einzelfestlegungen«. Ein Beispiel daraus: der Abschnitt »Faustregeln als vereinfachender Notbehelf.« Sie »unterscheiden sich von echten Regeln darin, daß sie nicht mit völliger Sicherheit zur richtigen Schreibung führen, also eine reduzierte ›Trefferquote‹ aufweisen. Wo man mit Faustregeln arbeitet« (notwendig u. U. in der Schule, E. D.), »sollte man sie immer ausdrücklich als solche ausweisen; wenn möglich ist jeweils auch die Trefferquote anzugeben ...« Abschlußgedanken zu dem Abschnitt: »Die Faustregel ist für Anwender bestimmt, die entweder noch nicht oder nicht mehr über Grammatikkenntnisse verfügen (Schreibanfänger, wenig schreibende Erwachsene). Die folgende Faustregel hat eine Trefferquote von höchstens 90 Prozent: Wörter, zu denen ein *der*, *die* oder *das* gehört, schreibt man groß. ... Es gibt viele gute Gründe für die Formulierung von Faustregeln.« Sie werden an entsprechenden Stellen auch jeweils angeführt und gehören in das gesamte didaktische Bemühen der Buchautoren. Am Ende eines jeden Regelbereiches geben sie »Didaktische Hinweise«, und die sind so sachkundig wie verständnisvoll. Wiederholt ist da von einer »Toleranzzone« die Rede, die »in der Schule großzügig ausgeschritten werden sollte«. Und: »Das Schlimmste, was der neuen Rechtschreibung geschehen kann, ist, daß sie ohne Auswahl und Gewichtung der Schule übergestülpt wird. Die Schule hat stufengerecht zwischen Grundwissen und Zusatzwissen zu entscheiden.«

Stellvertretend für viele Bemerkungen seien zwei angeführt (aus dem Kapitel »Groß- und Kleinschreibung«, es geht um »Einzelfestlegungen«): »... ihr Erwerb ist

eine Sache der Routine und erfolgt in erster Linie über das Lesen. Sicherheit in diesem Bereich ist im übrigen erst gegen Ende der Sekundarstufe I (deutsch: 9. Klasse), in Bereichen mit niedriger Gebrauchshäufigkeit sogar erst gegen Ende der Sekundarstufe II (deutsch: 12. und Abiturklasse) zu erwarten.« »Manche Rechtschreibregeln – ... – setzen voraus, daß unsere Schüler und Schülerinnen *bewußt* auf recht abstrakte Begriffe zugreifen können. Diese Fähigkeit kann erst von einem bestimmten Alter an erwartet werden, im Allgemeinen nicht vor der Sekundarstufe I (7.-9. Klasse). Es ist darum strikt abzulehnen, schon von Primarschülern (Klassen 1-6) die sichere Handhabung solcher Regeln zu verlangen, beispielsweise anlässlich von Übertrittsprüfungen.«

Vieles würde man gerne noch bringen aus dem Buch, um zu zeigen, wie hilfreich es für Lehrer, Eltern und überhaupt für Interessierte sein kann. Zuweilen kommt einen lesend ein Schmunzeln an, etwa wenn es unter »Sonstige Einzelfälle« heißt: »*Rohheit, Zähheit, Jähheit, aber weiterhin Hoheit*. Die Schreibung ergibt sich neu von selbst aus ihren Bestandteilen: roh + heit → Rohheit. Als (ärgerliche) Ausnahme verbleibt *Hoheit* (Schreibung wie bisher).« Fußnote: »Man kann sich verwundert fragen, warum ausgerechnet mit den drei Wörtern *Kaiser, Thron* und *Hoheit* so viele Emotionen verbunden sind, daß sie nicht reformiert werden können ...«. (Erwähnenswert noch: Format des Buches DIN A4, weiträumige Anordnung, gut lesbarer Druck; was man sucht, findet man leicht und zu finden ist alles.)

Erika Dühnfort

Bewußte Grammatik

Rudi Lissau: Sprache, Spracherwerb, Sprachunterricht. 96 S., kart. DM 20,-. Verlag am Goetheanum, Dornach 1993

Dies ist ein kleines, ungeheuer dichtes Buch. Lissau spricht mit Leichtigkeit aus tiefer Erfahrung. Es geht um das langsame, handelnde Bewußtwerden des Grammatikbegriffs, den Steiner dem Sprachunterricht an Waldorfschulen zugrundelegt¹ und dem der generative Ansatz des großen amerikanischen Sprachwissenschaftlers Noam Chomsky von den Grundintentionen her entgegenkommt. Ein Grammatikbegriff, der von der Syntax ausgeht, der weder den Dialekt noch die Sprache der Kinder während des ersten Spracherwerbs als unvollkommen betrachtet, sondern darin eigenständige, sich erweiternde und verändernde Sprachen sieht, und von dem aus rückblickend die Ergebnisse der historisch-vergleichenden Tradition neu verstanden werden können. Ein Grammatikbegriff, der überdies die Syntax als nicht von Menschen gemacht, aber nur dem Menschen eigen und für Sprache konstitutiv erkennt. Bei Steiner ist die Syntax Geschenk höherer Wesen. Wo man von höheren Wesen nicht sprechen kann oder will, wird »genetisch veranlagt« angenommen. Syntax wird als konstituierend für Sprache im eigentlichen Sinn betrachtet und gilt, in der Wissenschaft seit Chomsky, als spezifisch menschlich – die Versuche, Sprache bei Tieren zu finden, kreisen um die Frage, ob die beobachteten Kommunikationsformen »Syntax haben«.

Lissau sieht es als Tragik, daß Steiners Ansatz damals offenbar zu wenig verstanden wurde, so daß in seinem folgenden Kurs »Geisteswissenschaftliche Sprachbetrachtung« nicht mehr von Syntax, sondern – eher an die historisch-vergleichende Tradition anknüpfend – von Wortbestand und Lautverschiebung und deren Hintergründen die Rede ist. Damit blieb der Syntaxbegriff – weil nicht erfragt – in der Andeutung. Allerdings, wenn man einmal darauf aufmerksam geworden ist, findet man so viele

¹ Lissau bezieht sich speziell auf den 4. Vortrag aus »Erziehungskunst«: Methodisch-Didaktisches vom 25. 8. 1919, GA 294

solcher Andeutungen, daß man sich wundert, wie man sie so lange übersehen konnte. Lissau hat sich den Zusammenhang in eigener grammatischer Tätigkeit erarbeitet. Hat man selbst Grammatik geschrieben, so kann man nur staunen, wenn man liest: »die Schüler bekamen zwei dicke Hefte, das eine mit hundertsechzig, das andere mit zweihundert Seiten. Die wurden im Laufe von sechs Jahren beschrieben und enthielten dann – ich diktierte den Inhalt – eine lateinische und eine griechische Grammatik. Für mich hatte das den Vorteil, daß ich von meinen Fehlern lernen konnte und von Jahr zu Jahr besser verstand, was ich eigentlich wollte.« (S. 10).

Man mag im Detail über die eine oder andere Aussage streiten – der moderne Grammatikbegriff umfaßt auch Morphologie und Lexikon (im Gegensatz zu S. 20). Unbestritten bleibt, daß die Blickrichtung dann syntaktisch ist – man spricht von Wortsyntax oder Syntax innerhalb des Lexikons –, und das wurde in der traditionellen Wortbildungslehre nicht so gesehen.

Aber solche Detaildiskussionen gehen am Charakter des Buches vorbei, es ist weder eine Einführung in die Sprachlehre noch eine Anleitung für den Unterricht in einer bestimmten Sprache, sondern es spricht von der Erfahrung, wie einerseits, ausgehend von Steiner, die moderne Linguistik besser verstanden werden kann, als sie sich selbst versteht, andererseits Steiners Ansatz mit dem von Chomsky erreichten Syntaxbegriff besser oder erst wirklich verstanden werden kann. Daß eine solche Sprachauf-fassung, wie sie bei Steiner angelegt und durch Chomsky bewußt geworden ist, zur Grundlage des Sprachunterrichts werde, weil damit eigentlich erst die Intentionen Steiners bezüglich des Sprachunterrichts verwirklicht werden können, dieser Gedanke, diese Aufforderung durchzieht das ganze Buch.

Ein Ausgangspunkt ist beiden, Steiner und Chomsky, gemeinsam, und das ist

Humboldt mit seiner Sicht der Sprache als einer Tätigkeit in jedem einzelnen Menschen.²

Damit sind wir bei dem zweiten Haupt-thema des Buches: Sprache und Willen. Lissau geht aus von einem Vortrag,³ in dem Steiner »die vielleicht detaillierteste Einführung in die siebenfache Gliederung des menschlichen Willens gegeben hat« (S. 23). Das Wirken des Sprachgenius in der Sprache des einzelnen Menschen, sein Zusammenwirken mit den sprechenden Menschen in der Umgebung beim Spracherwerb und dessen Vorbereitung im Mutterleib⁴ sowie die Veränderung des Wirkens mit der Pubertät bis zum individuellen Stil des Erwachsenen, all dies steht zum Willen in einer jeweils besonderen Beziehung.

Hier will ich nicht versuchen zu referieren, was ich selbst erst kaum beginne zu ahnen. Auch fehlt mir die Unterrichtserfahrung, um das Wesentliche der vielen Anregungen angemessen beschreiben zu können. Schon das kurze Kapitel über die sogenannte »Nachahmung« verdichtet eine ganze Abhandlung: Gabert hatte diesen Ausdruck schon in den dreißiger Jahren als unglücklich gewählt bezeichnet. Für das, was damit gemeint war, gibt es im Englischen seit Anfang der fünfziger Jahre, spä-

2 Vgl. Wilhelm von Humboldt: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: Wilhelm von Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. III, Schriften zur Sprachphilosophie, Darmstadt⁵1979, S. 368-757

3 Der 4. Vortrag aus Allgemeine Menschenkunde, GA 293, ebenfalls vom 25. 8. 1919

4 Lissau stützt sich dabei auf Hans Müller-Wiedemann: Embryologie der Sprache: Grenzfeld zwischen Anthropologie und Geisteswissenschaft, in »Die Drei«, Juni 1972, S. 271-275 und S. 281-283

5 A. Nitschke spricht von »Mitvollziehen«, in A. Nitschke: Das verwaiste Kind der Natur – ärztliche Beobachtungen zur Welt des jungen Menschen. (Forschungen zur Pädagogik und Anthropologie 5), Tübingen²1968, S. 176

ter auch im Deutschen das Wort Empathie.⁵ Lissau schreibt zu Empathie: »Sollte ich es definieren, würde ich sagen, es beschreibt die Verhaltensweise geistiger Wesen zueinander, aber nur in dem Maße, als es die Verhältnisse auf dem irdischen Plan zulassen. Das spielt sich ganz im Bereich des Willens ab.« (S. 49).

Lissau legt Wert auf verantwortliches Sprechen und bezieht sich dabei auf Wittgenstein. Ich folge ihm mit demselben Zitat: »Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.« Lesen Sie das Buch, Sie werden es wieder und wieder lesen wollen.

Magdalena Zoeppritz

Unternehmen Lebenslauf

Jos van der Brug / Kees Locher: Unternehmen Lebenslauf. 304 S., kart. DM 49,80. Verlag Urachhaus, Stuttgart 1997

Spätestens nach der Einleitung wird dem Leser klar, daß dieses Buch mehr erfordert als studierendes Lesen. Er wird angeregt, seine eigene Biographie als großes Lernfeld anzusehen und darin zu lesen.

Jos van der Brug und Kees Locher, beide Mitarbeiter am NPI – Institut für Organisationsentwicklung in Zeist/Niederlande, bieten mit diesem Buch einen Workshop an. Läßt man sich mit Papier und Bleistift, Zeichenkohle, Ton u. a. auf die Aufgaben ein, die die Autoren einem klar und gut verständlich stellen, so schaut man immer wieder mit einer neuen Perspektive auf die Ereignisse seines Lebens, insbesondere seines Arbeitslebens. Mit Hilfe von Aufgaben, die die konkrete Phantasie des Lesers anregen, lernt man auf die Zukunft zu schauen und schließlich auch – in der Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft stehend – Entscheidungen zu treffen. Der Leser durchläuft bei der Bearbeitung der Aufgaben einen Prozeß, der sich in sieben Etappen gliedert:

1. Was beschäftigt mich? – 2. Wo stehe ich? – 3. Was hat mich geformt? – 4. Wer bin ich? – 5. Was will ich? – 6. Was werde ich jetzt tun? – 7. Ich lerne handelnd.

Die Autoren regen an, den Prozeß in einer Gruppe durchzumachen, um »gemeinsam mit anderen beim Arbeiten zu lernen und beim Lernen zu arbeiten«. Solch ein Prozeß braucht Zeit, ob man sich ihm allein oder in einer Gruppe unterzieht. Ich habe täglich ein bis zwei Stunden in meinen Weihnachtsferien und einem Teil der Sommerferien mit Hilfe dieses Buches im »Unternehmen meines Lebens« gearbeitet. Es ist spannend, seine ureigene Frage zu suchen und ihrer Botschaft nachzuspüren.

Eine gute Hilfe für die Aufgaben, die der Leser bekommt, sind die Einführungen in verschiedene Themen im zweiten Teil des Buches: • Ich und meine Arbeit • Lebensphasen und Arbeit • Krise und Transition im Lebenslauf • Beispiel einer Krise (Cézanne) • Menschen betrachten • Wer bin ich? (Körper, Seele und Geist, Karma und Reinkarnation)

Hier wird Anthroposophie in einer auch für »Laien« verständlichen Sprache auf das tägliche Leben bezogen, wird zur Lebenshilfe.

Wer sich auf das Buch einläßt, muß Zeit investieren. Es ist eine lohnende Investition, denn es schafft viel Klarheit, so forschend, unternehmend und selbststeuernd an seiner Biographie zu arbeiten.

Brigitte Pietschmann

Hilfe in Konflikten

Friedrich Glasl: Selbsthilfe in Konflikten. Konzepte – Übungen – Praktische Methoden. 195 S., geb. DM 58,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1998

»Wir haben einen Konflikt – der Konflikt hat uns«, so lautet das Leitmotiv des jüngst von Friedrich Glasl veröffentlichten Buches, und daß es sich hierbei nicht um ein Wort-

spiel handelt, sondern um vielfache individuelle und gemeinschaftliche Erfahrung, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Verlockend der Titel »Selbsthilfe in Konflikten«, suggeriert er doch Hilfe, die Opferrolle in Konflikten überwinden zu können. Der Verfasser selbst bejaht diese Funktion ausdrücklich, nennt sein Werk »Hausapotheke für Konflikte« oder »Erste Hilfe-Koffer«.

Doch, um es gleich vorweg zu sagen, diese Bilder sind schön, aber in positiver Hinsicht nicht zutreffend. Hausapotheken sprechen nämlich in der Regel keine Mahnung zum gesünderen Leben aus, Erste-Hilfe-Koffer tragen nichts zur Vermeidung von Unfällen bei. Das allerdings kann dieses Buch im übertragenen Sinne in außerordentlich hilfreicher Weise leisten. Schon die Untertitel »Konzepte – Übungen – Praktische Methoden« weisen auf eine Systematik der Betrachtung und auf eine zu gewinnende Befähigung hin, die beim Individuum ihren Ausgangspunkt nimmt, aber die Sozialität immer mit berücksichtigt. Menschen mögen »konfliktfähiger« werden, Organisationen »konfliktfester«, dies ist das Anliegen des Verfassers. Von der Betrachtung der polaren Haltungen Konfliktscheu oder Streitlust ausgehend, wird dem Leser unter Verzicht einer einseitigen Bewertung die Möglichkeit der Selbsteinschätzung angeboten.

Übungen zum Gewährwerden und Entwickeln der »Selbstbehauptung«, zu verschiedenen Formen der Konfrontation und damit verbunden auch zur Einschätzung der Art eines Konfliktes bilden den Einstieg für eine weitere, sehr ausdifferenzierte Behandlung der individuellen Dispositionen, Veränderungsmöglichkeiten und ihre Einflüsse auf Konflikte bzw. deren Eskalationsstufen. Eingestreut sind immer wieder Übungen, die die beschriebenen Phänomene über ein verstandesmäßiges Aufnehmen hinaus begreifbar und erlebbar werden lassen, was Veränderungspotentiale weckt

und zur Entfaltung bringt. In dieser Hinsicht liegt hier ein Studien- und Arbeitsbuch für Gruppen vor, die ihr Zusammenarbeiten nicht fortdauernd als Wunder oder Katastrophe erleben wollen.

Für Glasl-Kenner nichts Neues ist der selbstverständliche Umgang mit Elementen des anthroposophischen Menschenverständnisses, welches sich mit anderen Querverweisen aus der aktuellen Literatur zum Thema bestens ergänzt. Dieser Aspekt scheint mir deshalb erwähnenswert, weil systematischen Phänomenologien von sozialen Prozessen gegenüber immer noch bzw. wieder der Einwand hörbar wird, es gebe doch den anthroposophischen Schulungsweg. Dieser, in rechter Weise beschritten, mache alles heute so verbreitete »Sozial-Ingenieurwesen« entbehrlich. Eine diametral dazu liegende Haltung ist noch häufiger anzutreffen: Wir sind so klein und unfähig, herbei mit den externen Helfern! Je nachdem, wie diese dann ihre Beratungs- oder Begleitungsarbeit verstehen und durchführen, sind unter Umständen die Beteiligten selbst und als Gruppe keinen Deut weiter in ihrer Entwicklung, wenn der oder die Externe den Schauplatz wieder verläßt. Zur Überwindung des sich aus dieser Polarität ergebenden Dilemmas kann das vorliegende Buch wertvolle Hilfe leisten. Es weist ganz eindeutig auf die Mitverantwortung des Einzelnen für die Verfassung der Gemeinschaft bzw. die Organisation und die darin ablaufenden Prozesse, es öffnet den Blick für die Abläufe, deren Pathologien, und es markiert deutlich die Konfliktebene, von der aus nur fremde Hilfe weiterbringen kann.

Im Erleben des allgemeinen Beratungsbedarfes und seiner »Bedienung« wünschte man sich, daß nicht nur potentielle Betroffene – am besten bei noch »schönem Wetter« – sich dieses Buch zur Hand nähmen, sondern daß auch Berater von ihren Klienten die Durchführung der Übungen und eine Selbsteinschätzung ihrer Lage anhand der

vorliegenden Systematik voraussetzen würden. Ein Gedanke, der natürlich so unrealistisch ist wie der, daß Ärzte sich durch gute Ratschläge überflüssig machen sollten.

Dem Buch ist breiter Zuspruch und ernsthafte Anwendung zu wünschen, damit sich Leistungsgemeinschaften wie Kollegien in Waldorfschulen und in vergleichbaren Einrichtungen im Miteinander noch besser ihren Hauptaufgaben zuwenden können.

Walter Hiller

Was Newton nicht wußte

Ivars Peterson: Was Newton nicht wußte. Chaos im Sonnensystem. 352 S., zahlreiche s/w-Abb., geb. DM 68,-. Birkhäuser Verlag, Basel 1994

Vom mathematisch-physikalischen Gesichtspunkt aus gilt die Bewegung der Sonne, der Planeten und der Erde seit langem als Paradebeispiel von Exaktheit, Vorhersagbarkeit und Verlässlichkeit. Viele berühmte Astronomen, Physiker und Mathematiker haben zu dem großen Triumph der Himmelsmechanik beigetragen: In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts errechneten Adams und Le Verrier unabhängig voneinander aus »Unregelmäßigkeiten« der Uranusbahn einen weiteren Planeten, der dann sehr nahe an dem vorausgesagten Ort auch gefunden und Neptun genannt wurde.

Allerdings gelang es erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, eine befriedigende mathematische Theorie für den komplizierten Mondlauf zu finden (Hill, Brown). Da dieser Himmelskörper relativ nahe bei der Erde ist, können die Feinheiten seiner Bewegung sehr genau verfolgt werden und verlangen dementsprechend nach einer differenzierten Bewegungstheorie.

Für langfristige Prognosen, das heißt über mehrere Jahrtausende und noch mehr hinweg, war eine Berechnung der Lösungen der Bewegungsgleichungen für viele verschiedene Zeitpunkte (insbesondere vor

dem Computer-Zeitalter) enorm zeitaufwendig. Poincaré entwickelte um die Jahrhundertwende erstmals »qualitative« Methoden zur Beurteilung des langfristigen Verhaltens von Planetenbahnen. Er kam zum Schluß, daß unser Planetensystem im wesentlichen stabil ist. An dieser Einsicht hat sich im Grunde auch bis heute nicht viel geändert, falls man einen Zeitraum von wenigen Millionen (!) Jahren in Betracht zieht. Es wurde jedoch in jüngster Zeit durch Simulation von Planetenläufen nach verschiedenen Methoden über viele 100 Millionen Jahren entdeckt, daß die entsprechende mathematisch-physikalische Theorie zu (deterministisch) chaotischen Bahnen neue Anschauungen zuläßt, die allerdings weder zu katastrophalen Situationen noch zu Instabilitäten führen müssen. Chaotische Bahnen sind solche, bei denen eine geringfügige Veränderung in den Anfangsbedingungen (oder den Parametern) ein wesentlich anderes langfristiges Verhalten zur Folge hat. Verantwortlich dafür sind meist, so vermutet man, Resonanzen verschiedener Rhythmen.

Trotz dieser sehr aufwendigen numerischen und mathematischen Untersuchungen, bleibt das Problem der Stabilität sowie der Verteilung der Planeten (Abstände, Anzahl, Größenverhältnisse) weitgehend im Dunkeln. Falls man davon ausgeht, daß diese Resultate der modernen computergestützten Himmelsmechanik nicht Folgen irgendwelcher numerischer Instabilitäten oder kumulierter Rundungsfehler sind, so bleibt nach wie vor die Frage, inwieweit die gewählten Modelle wirklichkeitsgemäß sind und ob es Sinn macht, Millionen von Jahren so fortzurechnen, wie wenn alles so weiterlaufen würde wie bisher.

Das Buch ist zwar lebendig geschrieben, aber etwas weitschweifig und wenig strukturiert. Vor allem erfährt man zu wenig über die konkreten Resultate. Hier wären vermehrte Tabellen und Graphiken (etwa über das Verhalten verschiedener Bahnpa-

rameter der Planeten) sinnvoll gewesen. So bleibt das ganze Buch etwas im fortplätschernden Unterhaltungsjargon stecken, ohne das Bedürfnis nach klarer Gliederung, nach konkreten Fakten und genaueren mathematischen oder astronomischen Begriffen zu befriedigen. Die entsprechende Fachliteratur wird zwar angegeben, aber eine gerade für diese neueren Untersuchungen notwendige Brücke zu Spezialuntersuchungen wird nicht geschlagen. Dies ist um so bedauerlicher, da dies bei einem relativ großzügig ausgestatteten Buch von 350 Seiten bei etwas anderer Gewichtung durchaus möglich gewesen wäre.

Renatus Ziegler

Weihnachtsspiele

Michael Martin: Hirten und Könige in den Oberuferer Weihnachtsspielen. 104 S. mit Abb., kart. DM 19,-. Verlag am Goetheanum, Dornach 1995

Für die Diskussion um die Frage, inwiefern die Oberuferer Weihnachtsspiele noch zeitgemäß sind, sei auf eine schon etwas länger zurückliegende Veröffentlichung hingewiesen, die einige grundlegende Aspekte aus den Texten selbst schürft.

Michael Martins zentrale Frage lautet: »Lebt in den Spielen etwas, was heute noch Gültigkeit hat, weil es dem oberflächlichen Wechsel der Zeitströmung nicht ausgesetzt ist, sondern in den verborgenen Tiefen unseres Menschenwesens wurzelt?« (S. 11). Um eine Antwort zu finden, betrachtet Martin, nach einer Beleuchtung der Quellen äußerer und innerer Art, aus denen bildnerische Darstellungen ebenso wie die Spiele entstanden, zuerst die vier Hirtenfiguren. Er arbeitet heraus, wie Gallus, der als erster auftritt, an den äußeren Fakten orientiert ist. Stichel, Repräsentant der lebensvollen Willenskraft, provoziert schnell einen Streit, den jedoch Witok, Vertreter der alten Weisheit, vermittels einer Mahlzeit abbrechen

kann. Aus den Charakteren folgt logisch, daß die nächtlichen Erlebnisse der Engelsverkündung zuerst bei Stichel ins Bewußtsein steigen – nicht ohne jedoch durch das Glatteis hart mit der Wirklichkeit in Kontakt gekommen zu sein. Er singt von seinem Traum als letzter und am genauesten: er nennt den Ort des Geschehens. Bei der Auswahl der Gaben wird er sich für die innere Nahrung entscheiden. Witok dagegen opfert ein Lamm und erkennt in der Anbetung die Königswürde des Kindes. Er wollte die Neuigkeit gerne dem Statthalter anzeigen, aber da kommt der vierte Hirte ... Im folgenden Dialog wird deutlich, daß der Weg zum Christkind ein innerer, nur über persönliche Anstrengung zu erreichender ist (»Bis d' hikummst!«).

Die zweite Hälfte des Büchleins ist den Königen gewidmet. Melchior sieht äußerlich und innerlich die Jungfrau mit Kind, was jedoch keine Freude auslöst, sondern die Frage, ob sich die Prophetie jetzt erfülle, die Sorge, ob Gold ein würdiges Geschenk und wie die Amtsvertretung zu regeln sei. Polar dazu die Gestalt des dritten Königs, Caspar: Fröhlich tut er seine innere Gewißheit kund. Zwischen dem modernen Denkweg des Melchior von außen und dem alten des Caspar aus der inneren Offenbarung vermittelt Balthasar.

So verfolgt Martin, dicht am Text und im unakademischen Stil des Handwerkslehrers, Archetypen menschlicher Entwicklung auf dem Wege zum Kind in der Krippe. Martin legt einen Schwerpunkt auf die Tatsache, daß in den Hirten die Handarbeiter gezeigt werden, die ebenso auserwählt sind wie die Könige, und daß es Aufgabe des heutigen Menschen sei, die hier getrennten Zugänge des »Handelns« und des »Denkens« – auch mit dem Gefühl – zu verbinden: »... Aus Herzen gründen, (...) aus Häuptern zielvoll führen«.

Der Leser spürt, daß hier die Quintessenz jahrzehntelangen Spielens gezogen wird. Der Autor, Berliner Waldorfschüler in den

30er Jahren, konnte – wie manche seiner ehemaligen Mitschüler – in jahrelanger sowjetischer Kriegsgefangenschaft bestätigt finden, daß das Erlebnis der Weihnachtsspiele als Kind später in seelischer Not Quell der Hilfe war.

Das Buch sei auch Eltern empfohlen, die bisher keinen Zugang zu den Oberuferer Weihnachtsspielen gefunden haben.

Sibylla Hesse

Mongolische Stimme

Amélie Schenk, Galsan Tschinag: Im Land der zornigen Winde. Geschichte und Geschichten der Tuwa-Nomaden aus der Mongolei. 237 S. mit 16 Farbfotos, Pp. DM 40,-. Verlag im Waldgut, CH-Frauenfeld 21998

Eine deutsche Ethnologin mit dem Forschungsschwerpunkt Mongolei und ein Schriftsteller von dort, der Lesereisen in Europa unternimmt und meist in Deutsch schreibt, treffen sich und entdecken ihr gemeinsames Anliegen: die nomadische Welt eines kleinen Volkes aus den Steppen am Altai bekanntzumachen. Sie hoffen, dadurch eine Brücke zwischen Ost und West, zwischen Nomadentum und Abendland zu schlagen. Der Entschluß zu einem gemeinsamen Buch entsteht. Amélie Schenk, die Jüngere, gibt dabei einen Teil ihrer wissenschaftlichen Ambitionen auf und wird zur ZuhörerIn, dann zur BerichterstatterIn über das, was Galsan Tschinag, der Ältere, über das Tuwa-Volk erzählt. Als Stammesoberhaupt hat er es 2000 Kilometer weit durch die Steppen in die Heimat zurückgeführt und damit die kommunistische Zwangsumsiedlung rückgängig gemacht. Was Amélie Schenk in vielen Gesprächen an den unterschiedlichsten Orten auf Tonband aufnahm – vor einer Jurte in der mongolischen Weite, irgendwo im Flugzeug oder in der Bahn, am Bodensee oder auf Sylt –, hat sie in 22 Kapiteln nach Themen geordnet. Dabei ist der Sprechstil des Erzählers weitgehend

erhalten geblieben. Das bewirkt Unmittelbarkeit, tilgt aber manche umgangssprachlichen Wendungen und Primitivismen nicht, die wohl darauf zurückgehen, daß Deutsch nicht Tschinags Muttersprache ist.

Seine Beziehung zu Deutschland – und damit zu Europa – entstand durch sein Studium in der ehemaligen DDR, wohin der begabte junge Mann mit einem Staatsstipendium geschickt wurde. Ein Nomade in Leipzig – das war eine spannungsgeladene Erfahrung, denn Tschinag blieb auch in der technisch geprägten Zivilisation Nomade, der die ungewohnte Umwelt nach nomadischen Wertmaßstäben beurteilte. So beschreibt er, wie er von der Großstadt zunächst die anderen Gerüche und Geräusche wahrnahm, dann die Enge (»Es ist ein himmelsloses Land«), die eckigen Bewegungen der Menschen (»Es ist ein Rennen selbst im Stehen«, S. 31). So werden wir mit unseren Lebensgewohnheiten und Verhaltensweisen aus der Sicht eines Steppenbewohners konfrontiert, und das löst ein gewisses Erschrecken aus. Denn für diesen ist alles anders: Kultur hängt nicht von äußeren Errungenschaften ab, sondern ist etwas Inneres, lebt sich im Alltagsleben und in den zwischenmenschlichen Beziehungen aus, äußert sich in der jahrtausendealten mündlichen Überlieferung der Epen und vor allem in der Beziehung zur übersinnlichen Welt, wie sie die Tuwa im Schamanentum praktizieren.

Bildhaft und bedeutungsschwer ist die Ausdrucksweise für alle diese Dinge: »Ins Salz gehen« ist eine der umhüllenden Bezeichnungen für »sterben«, vor dem der Tuwa keine Angst hat. »Man stellt sich das nicht als ein endgültiges Ende vor, man hat die Vorstellung, daß man einfach hinüberwechselt. Bei älteren Leuten ist es sogar so weit, daß sie das als ein Hinüberleben betrachten.« (S. 68) – Man sagt, daß die Kulturhöhe eines Volkes an seinen Totengebäuden abzulesen sei. Was Tschinag darüber berichtet, bestätigt das.

Ausführlich geschildert wird »das weiße Land der Seele«, die etwas Schwebendes, Lichtes habe. Nur locker sei sie mit dem Körper verbunden. Von ihr unterschieden sind der Lebensgeist und all die vielen Geister, die in der Natur, in Gestirnen, Bergen, Gewässern, der Steppe usw. verborgen sind. Daraus ergibt sich für die Tuwa ein ganz behutsames, von Verehrung getragenes Verhältnis zur Erde und eine spirituelle Heilkunst. In Europa erlebt Tschinag ein fehlgeleitetes, übersteigertes Ich-Bewußtsein, während die Grundvoraussetzung des nomadischen Lebens ein Wir-Gefühl ist, das nicht nur die Mitmenschen, sondern die ganze Natur einschließt. Für die Erziehung bedeutet das z. B., daß jeder Erwachsene für die Kinder in seiner Umgebung verantwortlich ist und auch pädagogisch eingreifen darf. Das Eingebettet-Sein in die Natur zeigt sich darin, daß jeden Morgen Himmel, Steppe und Berge mit einem kleinen Opfer begrüßt werden. Das hat auch der Kommunismus den Menschen dort nicht austreiben können. »Lebensautomatik ist bei nomadischen Völkern unmöglich.« (S. 94)

Im Laufe der Gespräche, die zu dem Buch geführt haben, treten uns alle wichtigen Situationen im heutigen Leben der Tuwa in anschaulichen Schilderungen entgegen, ebenso die wechselvolle Geschichte des Volkes in diesem Jahrhundert. In die Zukunft blickend spricht der Erzähler einen Gedanken aus, der auch uns nachdenklich macht: Heimat seien nicht die 33 Schneegipfel, die Flüsse und die Steppe, obgleich sie den Menschen dort so heilig sind. »Die Sprache ist unsere geistige Jurte. Sie ist diejenige, in der wir Tuwa sind. Die Sprache ist die Mutter, in der wir als Volk stehen ... Heimat ... beginnt in dem Wiegenlied, das dir die Mutter vorgesungen, in den kleinen Märchen, in den großen Epen ... in der Sprache.« (S. 231)

Es ist ein wertvolles Buch, weil es uns hilft, die Welt mit anderen Augen zu sehen als mit denen des Europäers. Durch seine unmittelbaren Aussagen ist es auch für Ju-

gendliche geeignet. Die Fotos unterstreichen den Eindruck von einem äußerlich einfachen Leben.

Christoph Göpfert

Für den Klavierunterricht

Ulrike Kaiser: Von Quinten, Terzen, Clustern, 160 S., kart. DM 26,-. Otanes-Verlag, Berlin 1998

Das Buch »Von Quinten, Terzen, Clustern« von Ulrike Kaiser wendet sich an eine Leserschaft, die sich mit den Grundelementen der Waldorfpädagogik vertraut machen möchte und nach Ansätzen im Klavierunterricht sucht.

Eine klare Übersicht und Systematik kennzeichnet die Ausführungen ebenso wie das Bestreben, keine fertigen Konzepte zu geben, sondern den Instrumentallehrer zu ermutigen, mit Phantasie und Enthusiasmus einen eigenständigen Weg zu gehen.

Da in keinem anderen pädagogischen Zusammenhang eine so intime Schüler-Lehrer-Beziehung besteht wie im Instrumentalunterricht, wird auf die große Verantwortung des Lehrers hingewiesen. Es wird nicht nur fachliche Kompetenz gefordert, sondern darüber hinaus eine Kenntnis der allgemeinen Entwicklungsgesetze und ein Verständnis für die Einzigartigkeit jedes Kindes.

Die Schrift beginnt mit einem kurzen Abriss über die Entstehungsgeschichte und die Grundlagen der Waldorfpädagogik. Es folgt eine eingehende Beschreibung der einzelnen Entwicklungsphasen im Siebenjahresrhythmus, die musikalisch charakterisiert werden in Quinten-, Terz- und Oktaverleben. Eine Übersicht über die Temperamentenlehre rundet das Bild ab. Jeder Entwicklungsschritt des Kindes wird an praktischen Beispielen dargestellt: an Bewegungsspielen, einführenden Geschichten und Literaturangaben. Es werden Wege gezeigt, die einen bildhaften Zugang zu unserem abstrakten Notensystem ermöglichen.

Diese schon vor Jahren als Examensarbeit entstandene Schrift konnte die Autorin inzwischen durch weitere Unterrichtserfahrungen ausbauen. So werden z. B. im Kapitel »Krisensituationen« Möglichkeiten genannt, wie die zunehmend schwierige Stimmungslage der Jugendlichen positiv aufgefangen werden kann.

Wir alle wissen, daß im Zeitalter des Medienkonsums eine aktive Musikausübung nicht wichtig genug genommen werden kann. Da sie hier im Hinblick auf eine umfassende Persönlichkeitsentfaltung auf eine breite Basis gestellt wird, hat das Buch eine besondere Aktualität.

Elisabeth Heutling

Schicksalsvertrauen

Karl Ernst Neuhöfer: Vertrauen dem Schicksal. Ein Lebensgang in bewegter Zeit. 160 S., kart. DM 24,-. Verlag Möllmann, Paderborn 1998

Jeder Lebensgang hat etwas das Gemüt Bewegendes und Spannung Auslösendes, insbesondere wenn er, wie im vorliegenden Fall, gut geschildert und sprachlich einprägsam dargestellt wird. Was die Biographie Neuhöfers – eines tatkräftigen Geschäftsmanns und Bildungspolitikers im besten Sinne – auszeichnet, ist, daß sie den größten Teil dieses Jahrhunderts – genau von 1920 bis heute – zum Erlebens- und Geschehensgegenstand hat und dadurch neben der individuellen Seite auch das Schicksal dieses Jahrhunderts in der persönlichen Brechung vergegenwärtigt.

Für den Pädagogen ist der Blick in ganz andere Bedingungen des Aufwachsens von Spannung und Bedeutung: Das Kind ist in kleine, ärmlichste Verhältnisse hineingeboren, die aber sozial von moralischen Grundsätzen und Religiosität geprägt sind und dadurch einen sicheren Halt geben – welcher nebenbei die äußere Armut ertragbar macht und zugleich innere Erfüllung gibt.

Daran läßt sich erleben, wie strenge und warmherzige Erziehung durch Vater und Mutter eine lebenslang wirkende tiefe Halte-Kraft in die Seele pflanzt. Das täglich gesprochene Gebet, die ganze religiöse Atmosphäre veranlassen in der Seele des Kindes etwas, was im späteren Leben zwei Seelenkräfte hervortreten läßt: tiefe Dankbarkeit und Vertrauen dem Schicksal gegenüber sowie eine erstaunliche Initiativkraft. Die 20 Mark Schulgeld für eine weiterführende Schule verschlossen bei etwas über 100 Mark Verdienst monatlich den höheren Bildungsweg. Nach kaufmännischer Ausbildung strebte Neuhöfer danach zu studieren, was aus finanziellen Gründen jedoch scheitern mußte. Ein Langemarck-Stipendium schien der Ausweg, Voraussetzung dafür war allerdings das erfolgreiche Absolvieren des Militärdienstes, der unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges begann. Manches Wundersame und Wunderbare ereignet sich: Der Soldat braucht nie gezielt die Waffe anzulegen, wird mit Gottvertrauen aus unmöglichen Situationen befreit. Dennoch wird er selbst in den letzten Tagen noch verwundet und gelangt mit dem letzten Schiff von der Ostfront nach Hamburg ins Lazarett.

Als Genesender kommt er in die Ruhrgebietsheimat zurück, dort spinnt sich sein Schicksal fort: Durch einen Klassenkameraden lernt er die Anthroposophie kennen und entwickelt durch sie sein Weltbild und Lebensziel. Durch einen früheren Lehrer kann er aus eigener Initiative eine Firma gründen, die er zu einem großen mittelständischen Betrieb aufbaut, auf einem Gebiet, von dem er zunächst noch wenig versteht. In kurzer Zeit wird er jedoch durch seinen Lernwillen zu einem erstklassigen Fachmann und Pionier der Abdichtungstechnik für Bauwerke, der an vielen Universitäten zu Vorlesungen eingeladen wird und in Fachzeitschriften veröffentlicht. Nicht ohne Schwierigkeiten geht die Entwicklung voran. An einem Tiefpunkt begegnet er einem

Künstler, der ihn zu seinem Leid beglückwünscht und dies als Zeichen höherer Führung interpretiert. Zunächst darüber verdrossen, entdeckt er die darin verborgene Weisheit, und alle Verhältnisse ändern sich, die inneren und äußeren Gegebenheiten wandeln sich.

Was hier abstrakt und trocken angedeutet wird, liest sich lebensvoll und spannend. Aus seinem tiefen Bildungsanliegen heraus wird Neuhöfer zum Mitbegründer des ersten Waldorfschulvereins im Ruhrgebiet, aus dem dann die Bochumer Rudolf Steiner-Schule (1958) hervorgeht. In den siebziger Jahren gründet er das Paritätische Bildungswerk, eine Volkshochschule mit ganz umfassendem Programm, die bis heute erfolgreich arbeitet, daneben veranstaltet er große und vielbeachtete Kongresse in Witten zur Völkerverständigung, zu Europa etc., die von Tausenden besucht wurden. Beeindruckend ist dann auch, welche Gedanken sich der Autor zu sozialen Fragen macht, woraus er – wie könnte es bei diesem Lebensverlauf anders sein – auch Handlungskonsequenzen zieht. Ein spannend zu lesendes Buch. *Stefan Leber*

An der Todesschwelle

Simon Flem Devold: Morten, 11 Jahre. Gespräche mit einem sterbenden Kind. 165 S., geb. DM 32,-. Verlag Urachhaus, Stuttgart 1998

»Hast du schon viele sterben sehen?«, fragt der elfjährige Morten den 66jährigen Journalisten Simon (S. 64). Und nun erzählt dieser vom Tod seiner Verwandten, aber auch von einer älteren Dame, bei deren Tod er zufällig anwesend war. Sie vertraute ihm an, was sie einmal im Zustand nahe des Todes erlebt hatte. Morten gesteht nun, daß auch er solch ein Erlebnis hatte, als die unheilbare Krankheit bei ihm ausbrach und er schon als klinisch tot galt. Er war außer seines Leibes und sah diesen und die Kranken-

hausszenarie von oben. Aber er kam wieder zurück, nicht für lange, wie er weiß. Was er an der Grenze zum Tod erlebte, entsprach genau den Mitteilungen der alten Dame – aber das ist ein Geheimnis zwischen Simon und Morten und bleibt dem Leser verborgen.

Die Begegnung mit dem Tod verwandelt Mortens Leben von Grund auf: Seine Eltern, die sich mehr ihrem Beruf als dem überdurchschnittlich intelligenten Sohn widmeten, haben nun plötzlich Zeit für den todkranken Jungen und zeigen ihm ihre Liebe. Morten schreibt darüber an die Osloer Abendpost, und der Brief erscheint in der Kinderspalte »Schräg gedruckt«. Viele Kinder und Erwachsene, ja ganze Schulklassen reagieren darauf. Ein 15jähriger Junge schreibt, daß Mortens Brief ihn vom Selbstmord abhielt. All dies macht Morten glücklich, denn er hat viele zur Besinnung auf den Tod und damit auf die Werte des Lebens geführt.

Ein weiteres Glück: Er gewinnt in Simon, dem Journalisten der Kinderspalte, seinen ersten und einzigen Freund. Der welterfahrene Alte und der einsame Junge empfinden sich wie Zwillingseele. Simon besucht Morten im Krankenhaus, liest ihm die Leserbriefe vor und beantwortet sie nach Mortens Angaben. Bei der Besprechung der Zuschriften geraten die beiden in Debatten über weltanschauliche Themen, wie z. B. den Glauben, die Entstehung der Welt, Engel, Gottes helfende Eingriffe im Leben, Hellseher. Morten interessiert sich brennend für alles Religiöse und möchte vor seinem Tod christlich getauft werden. Er ist mit seinem kurzen Leben im Reinen und blickt dem Sterben sehr gefaßt entgegen. Denn angesichts des Todes hat er erfahren, was ein glückliches Leben ist.

Das Buch ist ganz aus dem Lebensgefühl dieses nahenden Todes geschrieben. Es wurde aus den Tonbandaufzeichnungen der Krankenhausgespräche, gemäß dem Willen von Morten, erstellt. Vor jedem Kapi-

tel ist der Leserbrief eines Kindes – handschriftlich und norwegisch – abgedruckt, daneben die Übersetzung. Dadurch erhält das Buch einen dokumentarischen Charakter. Laut Autorennotiz ist der Autor Journalist der Kinderspalte in der Abendpost und so alt wie Simon im Buch. Dem Vorwort kann man entnehmen, daß zwischen Mortens Brief an die Zeitung und der Fertigstellung des Buches nur zehn Wochen lagen, denn so hatte Morten noch vor seinem Tod das Buch in der endgültigen Form autorisieren können. Diese kurze Zeitspanne mag Mängel in der Gestaltung und schriftstellerischen Verarbeitung entschuldigen: Die vielen ähnlichen Leserbriefe, die auf Dauer ermüden, oder der muntere Redefluß als Schreibstil, der manchmal die dem Thema Tod angemessene Tiefe vermissen läßt.

Erfreulich ist, wie Simon mit dem Bereich des Unerklärlichen oder Heiligen umgeht. Seine »Religionsstunden« für Morten finden im Zeitalter der Aufklärung statt, verhehlen Zweifel oder Wissenslücken nicht und finden für vieles eine originelle Wendung (z. B. beim heiligen Geist, S. 115/116). Ebenso zeugt von einer feinen Art, daß die Nah-Todes-Erlebnisse nicht ausgebreitet werden, sondern ihre Wirkungen in Mortens ungewöhnlichem Verhalten offenbar werden. In dem Sinne wird nur phänomenologisch geschildert und nicht wissenschaftlich aufgearbeitet. Das Buch ist nicht belehrend und hebt sich darin wohltuend von Jostein Gaarders »Durch einen Spiegel, in einem dunklen Wort« (auch ein Norweger, Verfasser von »Sophies Welt«) ab, wo ein Mädchen in Mortens Situation von einem Engel heimgesucht und in die Weltgeheimnisse eingeweiht wird bis zu einer außerkörperlichen nächtlichen Reise ins Dorf. Dort wird jedes Geheimnis zerplaudert – hier verleiht die Aussparung einen gewissen Schliff. Man hätte sich allerdings weiterführende Gesichtspunkte zum Sterben oder Schicksalsgedanken von seiten des Urachhaus Verlages in einem Nachwort ge-

wünscht. Für Eltern enthält die Geschichte eine Moral: Kinder brauchen nicht seltene und intensive Zuwendung, sondern kontinuierliche (vgl. S. 96). *Barbara Messmer*

Neue Literatur

Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart:

Thomas Göbel: Natur und Kunst. Goetheanistische Arbeitsmotive. 277 S., geb. DM 48,-

Gisbert Husemann: Sinnesleben, Seelenwesen und Krankheitsbild. Studien zur anthroposophischen Medizin. 309 S., kart. DM 48,-

Karl König: Auch eine Weihnachtsgeschichte. 57 S., geb. DM 22,-

Thomas Marti: Die Lebenswelt der Käfer. 288 S. mit zahlr. Abb., geb. DM 98,-

Andere Verlage:

Willi Finkenrath: Die 7 Glöckchen des Liborius. Ein Planetenmärchen mit Bildern von Gerda Forster. 28 S., kart. DM 28,-. Troxler-Schule, Nommensenweg 12, 24485 Wuppertal

Rüdiger Grimm, Götz Kaschubowski (Hrsg.): Heilen und Erziehen. Sonderpädagogik und anthroposophische Heilpädagogik im Gespräch. (Dornacher Reihe, 1) 109 S., kart. SFr. 26,55. Edition SZH, CH-Luzern. Bestellung an: Sekretariat der Konferenz für Heilpädagogik und Sozialtherapie, Ruchti-Weg 9, CH-4143 Dornach

Karl-Reinhard Kummer: Der mündige Patient. Freiheit im Gesundheitswesen – eine Utopie? *ders.*: Impfungen im Kindesalter. Fördern oder hemmen sie die Entwicklung des Kindes? Je 16 S. geh. DM 3,-. Verein für Anthroposophisches Heilwesen e. V., PF 1110, 75374 Bad Liebenzell

Die Mond-Uhr. 6 S., gefalzt, 3 drehb. Scheiben, ausführl. Beschreibung, weltweit gültig, DM 16,80. Oberacker, Mondschein-Verlag, Gellertstr. 12, 76344 Eggenstein

Sternen- und Planetenkalender 1999. Liesbeth Bisterbosch/W. van der Velden (Hg.). DIN A3-Format. DM 25,- (Staffelpz. ab 10 Ex.). Astro*Media Verlag, Würzburg. Bezug: Hiberniaschule, z. Hd. Willi Hettrich/Kl. 10 b, Holsterhauserstr. 70 b, 44652 Herne